

Im Smaragdgebirge

Wüste, Antike oder lieber ein Korallenriff? Im Wadi-el-Gemal-Nationalpark im Südosten Ägyptens gibt es alles – und die Probleme des Landes erscheinen hier sehr weit weg

Zielstrebig läuft Mahmoud auf die Mauerstümpfe aus geschichteten Schieferbrocken zu. Dort, wo vielleicht einmal eine Veranda vor dem kleinen Gebäude gewesen ist, geht der Beduine aus dem Volk der Ababda in die Hocke – so geschickt, dass seine blaue Dschallabija in keinem Moment den steinigen Wüstenboden berührt. Einige Momente lang durchsucht er das scharfkantige Geröll, Momente, in denen die Aufmerksamkeit des Besuchers wieder zu den Ruinen wandert, inmitten der atemberaubend zerkratschten Landschaft des Wadi Umm Kabo.

Es ist ein kleines Seitental des Wadi el Gemal, das in der östlichen Wüste zwischen dem Nil und dem Roten Meer im Südosten Ägyptens wild gefaltete Gesteine durchschneidet und einem insgesamt 6770 Quadratkilometer großen Nationalpark den Namen gibt. Das „Tal der Kamele“ nennen die hier ansässigen Ababda deswegen so, weil sie sich ziemlich sicher sein können, vermiste Tiere früher oder später hier wiederzufinden. Denn im Wadi el Gemal gibt es eine unerwartet reichhaltige Flora: Immer wieder begegnen einem Exemplare der Wüstendattel, des Arak-Buschs, mit dessen Zweigen sich die Beduinen die Zäh-

ne putzen, und Akazien. Die Bäume stehen vereinzelt und oft sehr malerisch vor den felsigen Hängen, und ihre Kronen sind unten abgeflacht – genau auf der Höhe, bis zu der ein Kamel den Hals recken kann.

Im Wadi Umm Kabo dagegen ist es deutlich karger, nur ein paar vergilbte Grasbüschel sprießen in der Talsohle. Warum also hat hier jemand diese Häuser gebaut? „Das waren die Römer“, erklärt Mohammed Gad, als sei das überhaupt nichts Besonderes. Der Mittsechziger trägt eine blütenweiße Dschallabija, obwohl er kein Beduine ist, sondern der Sohn eines Fischers aus Quseir. Er ist studierter Biologe, Schwerpunkt Botanik, war Park Ranger und schließlich bis zu seiner Pensionierung im vorigen Jahr Direktor des Wadi-el-Gemal-Nationalparks. Damit waren ihm aber nicht nur die Pflanzen und Tiere des Naturschutzgebietes anvertraut, sondern auch einige merkwürdige archaische Stätten – darunter diese hier. „Eine römische Werkstatt“, sagt Gad. „Hier lösten sie die Smaragde aus dem Gestein.“

Inzwischen hat sich Mahmoud wieder aufgerichtet. Lächelnd streckt er die Hand aus. Da liegen sie: kleine grüne Kristalle. Etwas trübe, nicht gerade Juwe-

lierqualität, aber zumindest einer hat die Gestalt eines sechseckigen Säulchens, die natürliche Form eines Smaragds.

„Smaragdos oros“ (Smaragdgebirge), oder lateinisch „Mons Smaragdus“, so lautete der antike Name dieses Gebirgszuges, in dem spätestens seit der Ptolemäerdynastie – deren letzte Königin die berühmte Kleopatra war – und bis in byzantinische Zeit hinein nach jenen Edelsteinen geschürft wurde. Zwei Kilometer von Umm Kabo entfernt liegt die südöstlichste dieser Minen, von wo aus die smaragdhaltigen Pegmatitbrocken hierher zur Aufbereitung gebracht wurden.

Das Zentrum des Abbaubereiches zeigen Mahmoud und Mohammed Gad ihren Besuchern später am Nachmittag im Wadi Sikait. Am Ende dieses Tals ist ein ganzer Hang aus weichem Glimmerschiefer durchlöchert wie ein Schweizer Käse. Steil fallen die antiken Minenschächte ins Dunkel ab, ihre Querschnitte gerade so groß, dass ein dünner Mensch hindurchpasst. Die meisten dieser Löcher sind archaisch noch unerforscht, völlig ungesichert und unbewacht.

Ein beduinischer Aufpasser ist lediglich ein paar Kilometer südlich anzutreffen, vor einem der beiden in den Fels gehauenen Tempel von Sikait, dem antiken Senskis. Es sind eigentümlich anrührende Heiligtümer. Ihre Erbauer waren offenbar keine professionellen Steinmetze im Dienst irgendeines Mächtigen wie im Fall der berühmten Felsfassaden von Petra in Jordanien. Eher stellt man sich hier Minenarbeiter vor, die zu Ehren ihrer Göttin nach Feierabend noch einmal zum Meißel griffen. „Isis, Herrin von Senskis“ lautete eine Inschrift, die in dem kleinen Tempel gefunden wurde.

Zu Zeiten der Ptolemäer und Römer war Senskis die zentrale Bergbausiedlung des Smaragdgebirges. Mehr als hundert Gebäude sind hier noch erkennbar, von einigen ist das Mauerwerk noch bis zur Dachkante erhalten – eine komplette Stadt mitten in der Wüste. Heute aber ist es hier geradezu unheimlich einsam. Selbst den Beduinen, die mit ihren Schafen und Ziegen durch das Wadi el Gemal ziehen, ist Sikait zu trocken. Nur alle paar Tage, in der Hochsaison zuweilen auch täglich, kommen Geländewagen mit Touristen vorbei, meist nachmittags, wenn die Tempelfassaden in photogenem Licht liegen. Zwar kann man im Nationalpark auch nach Einbruch der Dunkelheit bleiben und sich im Rahmen einer gebuchten Tour von den Ababda am Lagerfeuer bekochen und mit ihrem gewürzten Kaffee sowie in Asche gebackenem Fladenbrot bewirten lassen. Doch dafür, ebenso wie für das genehmigungspflichtige Campen, hat die Parkverwaltung bestimmte Orte ausgewiesen. In dem engen Wadi Sikait hätte man von dem stupenden Sternenhimmel ohnehin nicht allzu viel.

In der Antike war hier deutlich mehr los, nicht nur der Smaragde wegen. Etwas weiter südlich stoppt Mohammed Gad seinen Toyota Pick-up an einem weiten Ruinenfeld. Die Mauern sind nicht ganz so gut erhalten, dafür ist die einen knappen Hektar große Fläche übersät mit Keramikscherven, unter denen auch der Laie sogleich Henkel und spitze Basen von Amphoren erkennt, dem römischen Äquivalent unserer Plastikflaschen. Den Müll haben die Gäste von Apollonos Hydreuma hinterlassen, der größten antiken Raststätte in der östlichen Wüste. Selbst auf der Tabula Peutingeriana ist sie eingezeichnet, einer Art Shell-Atlas aus spätromischer Zeit. Denn hier verlief die Straße, die das Niltal mit Berenike Troglodytia verband – der südlichsten und vielleicht abgelegensten Stadt des Imperium Romanum – und seinem Tor zum Indischen Ozean. Dort wurden Handwerksprodukte und mediterrane Weine nach Indien verschifft und die Schätze Südasiens eingeführt, vor allem der für die gehobene römische Küche unentbehrliche Pfeffer.

Berenike war eine der auch heute nicht sehr vielen Stellen, an denen Schiffe vom Roten Meer aus am ägyptischen Festland anlegen können. Das liegt aber nicht nur an den wüstenhaften Bedingungen dieser Gestade sondern vor allem an den mächtigen Korallenriffen, die sie fast auf ihrer gesamten Länge säumen. Auf dem Abschnitt des Wadi-el-Gemal-Nationalparks ist dieses spektakuläre Saumriff Teil des Naturschutzgebietes und – neben der Sonne und der malerischen Wüste vor der Tür – die Hauptattraktion der wenigen Hotelanlagen hier.

Eines davon ist das italienisch geführte „Gorgonia Beach Resort“, dessen ausgedehntes Hausriff den denkbar größten Kontrast zu den Schiefeln und Graniten der Wüste bietet. Es ist übertoll mit le-



Kaffee mit Milchstraße: Beim abendlichen Beduinen-Dinner schauen auch die Gäste bald nicht mehr auf die Uhr.

Fotos Manfred Bortoli



Wüste, aber nicht ganz baumlos. Das Wadi el Gemal, wie das Kamel es liebt.



Vor dem Riff tummeln sich Tümmeler und – hier im Bild – Spinnerdelphine.



Der Küstenreiherr (rechts) nistet in den Mangroven entlang der Küste.

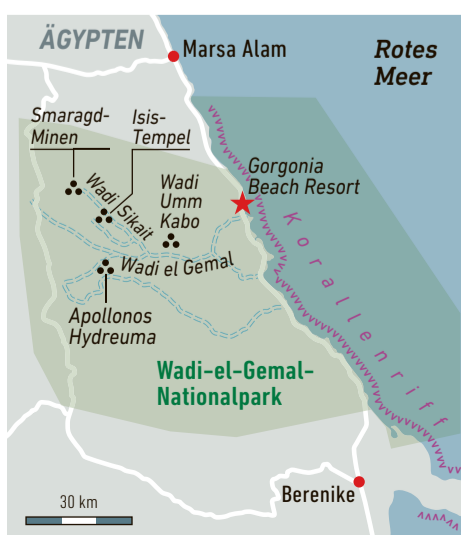


Über Wasser dominiert Wüstengelb. Darunter ist das Rote Meer knallbunt.

DER WEG INS TAL DER KAMELE

Anreise Direktflüge von München nach Marsa Alam mit SunExpress ab 230 Euro, Pauschalarrangements (mit Flug) für das „Gorgonia Beach Resort“ werden zum Beispiel von FTI, 1-2-Fly oder Thomas Cook angeboten: pro Woche ab 500 Euro, alles inklusive (www.gorgoniabeach.com).

Informationen über verschiedene Touren im Nationalpark unter www.wadielgemal.org. Obgleich die Region bisher nicht von Sicherheitsproblemen wie in anderen Teilen Ägyptens betroffen war, lohnt vor der Reise ein Blick auf die Seite www.auswaertiges-amt.de/de/ausenpolitik/laender/aegypten-node/.



hendigen Juwelen, die man zudem nicht erst suchen muss. Man leiht sich lediglich Schnorchel, Maske und Flossen (oder auch eine Tauchausrüstung) im hoteleigenen Diving Center aus, geht einen hundert Meter langen Steg entlang und springt. Sofort ist man von allen erdenklichen Farben umgeben: Dem Lapislazuli eines Papageienfisches vielleicht, dem Knallrot eines Zackenbarschs oder dem polierten Silber eines Schwarms Makrelen. Darunter und dahinter dann Feuerkorallen, Leder-, Hirn-, Fächer- und Salatkorallen sowie hier und da riesige Muscheln der Gattung Tridacna, deren Mantelrippen in einem ganz unwahrscheinlichen Lila leuchten.

„Tridacna-Muscheln sind Bioindikatoren“, erklärt Islam Mohammad Elsadek, „an ihnen kann man ablesen, wie gut es einem Korallenriff geht.“ Der junge Meeresbiologe arbeitet für die Abteilung Red Sea Protectorates im ägyptischen Umweltministerium und taucht hier von Berufs wegen. Das „Gorgonia“-Hausriff ist einer von 15 Orten im Roten Meer, an denen er und seine Kollegen das Wachstum und die Artenvielfalt der Riffe überwachen.

Hier ist das offenbar eine erfreuliche Arbeit. Denn erstens unterstützt das Resort die Arbeit der Wissenschaftler und versorgt sie etwa mit frisch gefüllten Pressluftflaschen. Zweitens ist die Meereswelt hier noch in Ordnung. Fünfhundert Meter weiter südlich, sagt Elsadek, gebe es sogar eine Seegrasswiese, in der man selbst als Schnorchler manchmal die seltenen Dugongs beobachten könne, eine Art der Seekühe. Und den Korallen gehe es auch deutlich besser als anderswo. „Hier bestehen mehr als 75 Prozent der Rifffront aus lebenden Korallen. Rund um Hurghada oder Scharm al Scheich sind es nie mehr als 55, mancherorts sogar nur 30 Prozent.“

Das habe auch mit der deutlich geringeren Verdichtung des Fremdenverkehrs hier zu tun, sagt er. Das „Gorgonia“ ist nur eine von sieben Hotelanlagen südlich von Marsa Alam, und sein gepflegtes, fast zehn Hektar großes Gelände verfügt über drei Restaurants und insgesamt 350 Doppelzimmer, um die sich etwa ebenso viele Angestellte kümmern. „Im Norden würde ein Hotelgelände dieser Ausdehnung mehr als tausend Gäste fassen“, sagt Islam Elsadek. Und die Art der Touristen sei dort eine andere. „In den Süden kommen nicht die Leute, die nur Party machen und ansonsten in der Sonne liegen wollen. Sie interessieren sich eher für die Natur um sie herum.“

Und sie scheinen sich auch weniger von Berichten über islamistische Attentate abschrecken zu lassen, etwa über den Mord an zwei deutschen Urlauberinnen in Hurghada im vergangenen Juli. „Auch zu den schlimmsten Zeiten waren wir immer mehr als zur Hälfte ausgelastet“, sagt der aus Südtirol stammende Johannes Girardi, der die italienischen Eigentümer des Resorts vertritt. „Im Moment sind wir ausgebucht.“ Tatsächlich merkt man hier von den Problemen der Gegenwart allenfalls auf den zweiten Blick etwas – etwa als die Wachen am Tor der Hotelzufahrt selbst den Toyota von Mohammed Gad mittels eines Spiegels auf unter dem Auto versteckten Sprengstoff untersuchen.

Der frühere Nationalparkdirektor nimmt es ebenso gelassen wie die Tatsache, dass Naturschutz und Tourismus hier notgedrungen miteinander auskommen und dabei manche Gratwanderung gewagt werden muss. So ist die Energieversorgung der Hotelanlage durch Dieselgeneratoren noch suboptimal. Die im Prinzip im Überfluss vorhandene Sonnenenergie wird nur zur Warmwasserbe-

reitung genutzt. „Solarstrom klappt leider technisch noch nicht“, sagt Johannes Girardi, „wir brauchen die Energie auch nachts, und suchen da noch nach einer praktikablen Speichertechnik.“ Mohammed Gad würdigt indes die Zusammenarbeit mit Girardi und dem Hotelmanagement und ihre Bemühungen, ihren Gästen immer wieder klarzumachen, dass sie hier in einem Naturreservat Ferien machen. Regelmäßig veranstaltet das Hotel Wettbewerbe im Plastikmüllsammeln am Strand.

Eine andere Stütze für den Nationalpark sind die Ababda, von deren Wanderhirtenkultur noch viel lebendig ist. Keiner von ihnen arbeitet in einem Hotel. Auch im „Gorgonia“ sind fast alle Angestellten Ägypter aus dem Norden, meist Männer, die damit ihre Familien im Delta oder am Nil ernähren. Beduinen kommen nur gelegentlich in das Resort, um in einer eigens dafür aufgestellten Hütte Handarbeiten an die Gäste zu verkaufen – in ziemlich unregelmäßigen Abständen. „Die Leute aus Kairo und Quseir halten die Ababda für Faulpelze, weil sie wenig aktiv sind“, sagt Mohammed Gad. „Aber wenig aktive Leute sind genau die richtigen Leute für diese Umgebung mit ihren begrenzten Ressourcen.“

Und dumm sind die Ababda erst recht nicht, sagt Gad und erzählt eine Geschichte über Mahmoud, jenen Beduinen, der weiß, wo im Wadi Umm Kabo die Smaragdkrümel liegen. Vor ein paar Jahren sei er von einer Gruppe Saudis angesprochen worden, die im Wadi el Gemal gerne eine, natürlich streng verbote- ne, Gazellenjagd unternommen hätten. Ob er ihnen zeigen könne, wo die Tiere zu finden seien, fragten sie ihn. Klar, habe Mahmoud ihnen gesagt, und dann habe er sie geführt – direkt zu einem Posten der Park Ranger.

ULF VON RAUCHHAUPT